

Das harte Gesetz des Lebens [Fortsetzung]

Autor(en): **Hämmerli, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **32 (1942)**

Heft 27

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643688>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das harte Gesetz des Lebens

Aus der Geschichte eines alten Bauerngeschlechtes

Emmentaler-Roman von Walter Hämmerli

7. Fortsetzung

Darauf der Pfarrer: „I allem heit dr rächt. 's darf nümme so wyter gah. Mir müesse — we irget mügli — guet mache, was gsündigt worde isch — au vo etlige vo eune bessere Buure, wo die erscht best Glägeheit bnützt hei, um die Tauner um ihres Händli z'bringe. Mi mues die Sach vo zweine Syte aluege.“

Die Tauner müesse wieder Bode under d'Füess übercho, es eigets Händli ha; das wär z'Erste, u de muess die Schnapspest bekämpft wärde u dermit d'Unzucht, wo i dene Kreise, aber au by bessere Lüte i dr Gmeind grassiert.“ Bei diesen Worten fuhr es wie ein Ruck durch den Leib des stattlichen Bauern, als ob er das Kommando eines Obern vernommen hätte. Der Pfarrer tat, als ob er die rasche Bewegung nicht gesehen hätte; aber sie sagte ihm, dass etliches an dem Gerede wahr sein müsse, das im geheimen immer noch über Schwarz umging. Nun ergriff wieder dieser das Wort und erklärte: „Was die Geschichte mit dem Land anbetrifft, ist das meine Sache. Hört meinen Plan: I würde im Gmeinrat dr Antrag stelle, d'Gmeind heig all das Taunerland, wo früher zur Allmend ghört het, ufzchoufe u als ihres Eigetum z'bhalte; aber nid um das Händli öppe im Gmeinwärd z'bearbeite; nei, es soll de Tauner zur Nutzig überlah wärde, aber ohni Eigetumsrächt. Süsich sy mr bald wieder am glyche Fläck. Liederligi Husväter würde verchoufe, habgierigi Buure würde choufe!“ „Was gloubet dir,“ seit druf dr Pfarrer, „wärde euer Manne uf dä Vorschlag ystige? Es sy doch au vo dene Sünder drunder, wo die erschi besti Glägeheit b'nützt hei, um de Tauner Land abz'choufe.“ „Heit nid Angst, Herr Pfarrer, i weiss, dass dr eint oder ander fuchsigs Chammoor het; aber i weiss, wi me se nimmt. Uf mi chönnet dr zelle. Aber, Herr Pfarrer, wie wei mr dem Schnapswäse dr Rigel stecke?“ „Hie“ — sagte Pfarrer Plüss — „müess i es änschts Wort über üser Buurehüser rede. Luegit, was solle die Chnächte u Jungfere amene Sunntignamittag u amene Winterabe mache? I dr Stube tolet me d'Chnächte nid, da wird g'spunne. Im Stall möge sy nid gäng sy. Da zieht's de die junge, läbige Burschte dörthy, wo's lustig geit. Hie muess me dr Hebel asetze. Dr wärdet de danke: dä Vorschlag het au no nie a Pfarrer gmacht!“

J jedem Gmeinsviertel sött es Cheigelries sy, wo Buure u Chnächte am Sunntig mit enander spiele. Bringet au die alte Volksspiel wieder zu Ehre, Chuglewärfe u Steistosse, Schwinge u Hurnusse. Frili sy au da Missbrüch nid usgeschosse, we nid rächt Buuremanne derby sy, wo uf Ornig hei; aber uf all Fäll isch das gsünder als das z'Abesitzle i de Taunerhüsl, wo alls Wüests geiht. Mi darf nid dervo brichte.“ Wirklich, diese Vorschläge des Pfarrers berührten den Ammann recht seltsam; aber je mehr er darüber nachdachte, desto mehr musste er ihm Recht geben. „D's junge Läbe wot emene Ort use; dir heit Rächt, Herr Pfarrer. Mir wei zämespanne u luege, was sy lat tue.“ Etliche der Vikare, die einst Pfarrer Beck unter seinem Dache verpflegte, hätten freudig diesem geistlichen Herrn die Hand

gedrückt. Da war doch noch etwas von Menschenkenntnis zu finden; andere wiederum, die später in frommen, vornehmen Kreisen der Hauptstadt eine Rolle spielten, hätten sich über diese „heidnischen“ Ratschläge entsetzt. „Stunden“ am Abend, „Stunden am Nachmittag“, das war nach ihrer Auffassung das einzige Heilmittel für die offenkundigen Volksschäden. Pfarrer Plüss war nach den Erfahrungen mit den „Amsoldingen“ und „Rapperswilern“ eben nicht dieser Auffassung. Er erblickte im Schwarmgeist eine Gefahr für das Volk. Was ungesund war, ging dem Geistlichen wider den Strich, und das freute den Oberamtmann in der Residenz so gut wie seinen bäuerlichen Freund auf der Reutenen. „Die alte Ehrbarkeit“, das war beider Lösung. Und so wurde ein Bündnis zwischen „Kaiser und Papst“ von Ramistal geschlossen, das auf Ehrlichkeit und echter Menschlichkeit beruhte, wo weder der eine noch der andere seinen Vorteil suchte, sondern beide nur das Wohl der Gemeinde und der ihrer Führung anvertrauten Menschen im Auge hatten. Darum hielt es durch und zeitigte Früchte, an denen noch das heutige Geschlecht seine Freude hat. Zwei Gebiete wagte der Pfarrer vorerst gar nicht zur Sprache zu bringen. Er ging nach dem guten Grundsatz vor: Nimm nid gsprängt, aber gäng e chli hü! Die Ramistaler waren von einem solch bodenständigen, starken Konservatismus, dass ihnen der Fortschritt nur tropfenweise beigebracht werden konnte. Andernfalls wurden sie hockbeinig und schlugen aus nach links und rechts. Diese gute Selbstkenntnis eines echten Ramistalers wusste der Ammann dem Pfarrer bald einmal beizubringen, und siehe da: er hat den Bogen nicht überspannt, er trat auch rechtzeitig von Forderungen zurück, von denen er einsah, dass unter Umständen die Kirche davon Schaden nehmen könnte. Diese ging ihm, dem rechten Kirchenmann, über alles. Der weitgereiste Pfarrer hatte katholische Lande und Kantone im lieben Schweizerland besucht und mit gutem Auge sofort erkannt, was das Bernervolk seiner reformierten Lehre auch in wirtschaftlicher Hinsicht zu verdanken hatte, von der im grossen und ganzen sauberen Moral und ersten Auffassung des Lebens gar nicht zu reden. Alles Maskeraden- und Karnevalswesen, wie es in den Nachbarkantonen noch in üblem Schwunge war, fand selbst in weniger ersten Kreisen des Landvolkes im Emmental strenge Verurteilung. Ordnung im und ums Haus, Sonntagsruhe und anständige Kleidung fielen dem Wanderer aus dem Ausland in diesen Gebieten der Republik Bern wohltuend auf. Dabei war man jenem krankhaften Muckertum ebenso fern, wie es Pfarrer Plüss in übermässig strengen Kreisen Englands und Schottlands auf seinen Studienreisen kennen gelernt hatte. Nun hiess es, die Abszesse der üblen Freiheitsepoche zur Reife bringen und dann ausdrücken. Sollte ihm das gelingen, so wollte der neue Geistliche von Ramistal mit seinem Schicksal zufrieden sein.

Wenn Pfarrer Plüss am Sonntag im Kanzelrock mit dem breiten, gefältelten Kragen in blendendem Weiss zur Kirche

schrift, ärgerte ihn das traurige Gebimmel vom Turm herunter. Noch hingen dort drei kleine Glocken aus der ältesten Zeit, ein Ave Mariaglöckchen, das der krumme Sigris und Weber in Unkenntnis der Vergangenheit „Annemarelli“ nannte. Es trug die Jahrzahl 1508 und die Worte „Ave Maria“, nebst den Bildern des Gekreuzigten mit seiner Mutter und dem Lieblingsjünger. Leider hatte dieses Denkmal aus der katholischen Zeit einen Sprung im Erz und tönte furchtbar falsch zu den zwei anderen Glocken, die aus dem 17. Jahrhundert stammten und denen ein seltsam blecherner Ton eigen war. Von feierlichem Geläute konnte da wirklich nicht gesprochen werden. Auffallend und charakteristisch für die Ramistaler war die Vorliebe für das älteste Glöcklein. Bei Beerdigungen wurde es allein gezogen, und sein jammernder Ton liess die Leidtragenden hinter dem Sarg ihr Elend erst recht spüren, so dass recht häufig ein lautes Heulen hinter dem Sarg anhob, wenn die ersten Töne des Toten- oder Ave-Mariaglöckchens erklangen. Im Traum hörte der gute Pfarrer gelegentlich das neue Geläute festlich den Gottesdienst einläuten; aber es war eben nur ein Traum. Dann kam noch ein anderes Gebiet an die Reihe, das den Pfarrer lebhaft beschäftigte und den eifrigen Kirchenmann sogar veranlasste, seine Wünsche für ein neues Geläute zurückzustellen. Als Menschenfreund im Sinne der Aufklärung konnte er nicht anders. Das Schulhaus im Bezirk, in dessen Mitte die Kirche stand, die als ein Bau aus der guten Zeit römischer Architektur galt, war eine armselige Hütte, und unheimlich war auch der Schulmeister samt seiner Familie. Dieser galt nicht mehr als ein Tauner und wurde von den Bauern wie ein Tauner gehalten. Mit Verachtung redete man vom Schulmeister und seiner Eheliebsten. Das wurmte die Geistlichen und trotzdem die Leistungen des armen Meisters nicht eben besonders lobenswert waren, hiess es doch hier den Hebel ansetzen, wenn die Jugend wieder die Autorität und Gehorsam gewöhnt werden sollte. Ein solches Schulhaus, menschenwürdige Verhältnisse in den Lehrräumen des Lehrers, gesellschaftliche Hebung des Lehrers und seiner Familie, das war auf diesem Gebiet ein Zukunftsbild, das seine Phantasie lebhaft beschäftigte.

Es war dem Pfarrer sehr wohl bekannt, was einst sein Vorgänger im Amt, Herr Schmid, auf dem Gebiete des Schulwesens geleistet hatte, und wie er als lediger Herr in seinem Hause junge Männer aufnahm, um sie einzurennen auf den Beruf eines Schulmeisters vorzubereiten. Dieses Wissen spornte den Geistlichen an und bald genug bekam er Gelegenheit, seine Gedanken dem Ammann vorzutragen. Dieser meinte zuerst, die Gemeinde werde die Opfer nicht aufbringen wollen; denn schliesslich seien eben neue Schulhäuser nötig, und wenn man mit einem Hoffart treibe, könnte die Bevölkerung der anderen Viertel an spruchsvoll werden. Wohlweislich schwieg der Pfarrer für längere Zeit von diesen Dingen und liess den ausgestreuten Samen im Herzen des Ammanns seine Zukunft abwarten. Er wusste zu gut, dass es auch in diesen Dingen nach den Gleichnissen des Evangeliums geht. Die äussere Hülle muss sterben und das Keimlein kriecht aus ihr seine Nahrung und wächst und gedeiht. Und über diesem Samenkorn bereitet segnend der Geist des Mädeli seine Hände aus: „Hans, tue Guets, so viel de chasch; du hesch ja ds Geld, du bisch ja rych. Dänk a my armi Seel!“

Es war an einem Sonntag im Maien, dass der Ammann nach dem Kirchgang den Pfarrer im Pfrundhaus aufsuchte. Er wurde ins Studierzimmer mit seinen Büchergestellen und dem heiligen Tabakgeruch geführt und nahm Platz auf dem ihm gewiesenen Stuhl. Diesmal ging die diplomatische Zuleitung ziemlich lange — Schwarz kämpfte mit einer gewissen Keuschheit des Herzens. Er mochte nicht so protzig den Wohltäter spielen. Endlich aber fand er den Pfarrer: „Herr Pfarrer, mir hei da letzthi vom Schulhus ab. Es muess es nöis zueche. I gsch's i; aber i mag jetz

d'Gmeind nid mit neue grosse Uslage belästige. No het sy a de Schulde z'träge, wo zur Franzosezyt hei müesse gmacht wärde, wo's gheisse het: Strauh, Weize, Stuckross u Heu i d'Stadt inefüehre. Aber i weiss e Uswäg. Mi Frau het mir es schöns Vermöge hinterlah, u sy het mir uf em Totbett no gar ärnstlig a ds Härz gleit, mit däm ugrächte Mammon — wie d'Schrift seit — sich dr Hergott zum Fründ z'mache. D'Stund derzue wär jetz da. Herr Pfarrer: mir baue. I schiesse ds Geld vor, u zwar zinsfrei. B'chymt sy de d'Gmeind mit de Jahre, so cha sy mer langsam die Summ zruckerstatte.“ Da sprang Pfarrer Plüss auf und in seinem lebhaften Temperament lief er vorerst in langen Schritten durch das Zimmer. Es hielt ihn nicht auf dem Stuhl. Dann trat er auf den Ammann zu, drückte ihm mit beiden Händen die Rechte und sprach: „Amme, Amme, vergält's Gott! So muess es gh u wird e rächti Sach wärde. Wie wärde si z'Bärn obe lose, wenn i dr Obrigkeit dä Bricht cha gäh!“ Aber zugleich trat Plüss etwas Feuchtes ins Auge, das er gerne verborgen hätte. Nun wusste er genug und wollte nie irgendwie weiter grübeln. Des Ammanns Schuld stand gross vor ihm, und ein tiefes Erbarmen zog durch seine Seele. Diesem Menschen musste er helfen; er verdiente es. Darum fragte er nicht weiter nach Mädeli und seinen letzten Bitten. Im folgenden Winter, in der Dezember-Gemeindeversammlung, wurde der hochherzige Vorschlag des Ammanns auf des Pfarrers Erläuterungen hin mit grosser Mehrheit angenommen. Einstimmigkeit gab's in Ramistal überhaupt nie — das gehörte zum „Gesicht“ der Ramistaler seit undenklichen Zeiten. Nach dem ersten bleibenden Schneefall wurde in den Hochwäldern der Bauern Holz geschlagen. Einen Sommer lang wollte man es dann entrindet liegen lassen. Der Reutenen-Bauer war ja selbst einst Zimmermann gewesen. Er ordnete alles an und leitete später den Bau im Sinn eines Denkmals für sein Mädeli. Als er eingeweiht wurde, hielt Pfarrer Plüss ein Gebet und in kurzer Ansprache wies er auf die Bedeutung der Schule hin. Es wurde ein kleiner Festzug vom alten zum neuen Schulhaus hinüber formiert. Die Glocken läuteten und einige Bläser spielten zum Marsch auf. Der Pfarrer schritt neben dem Ammann, und da entfuhr ihm ein Wort, das bald seine Früchte zeitigen sollte: „Es tuet eim i de Ohre weh, das Gebimmel da obe; falsch u blächtig, dass Gott erbarm.“ Hans Schwarz war von Jugend auf an dieses Gebimmel gewöhnt. Er wusste nicht, dass es eigentlich so falsch und unfeistlich tönte. Des Nachbars zur Rechten Urteil aber genügte ihm. Es ging nicht lange, so erschien er wieder im Pfarrhaus. Diesmal war etwas Wichtiges zu bereden. Längst schon hatte der Oberamtmann auf dem Schloss seinem Freund von Ramistal zugesprochen: „Schwarz, dir müesst wieder hürate. Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei! Dänket nid nume a euch, dänket a Hof, a d'Gmein, dänket a eui alte Tage.“ Wäre ein anderer Hans Schwarz so gekommen, er hätte ihn ohrfeigen können. „Ds Mädeli vergässe — e anderi näh — niemals!“ Aber dem Oberamtmann gegenüber gab es nur eine Haltung: die der Ehrerbietung. Und auch hier wollte das Saatkorn seine Zeit haben. Es ging auf, und nun war die Stunde da, wo sich der Ammann auch mit dem Pfarrer über diesen Punkt besprechen wollte.

Wieder sass man in der Studierstube zu zweit. Auf dem Schreibtisch des Geistlichen stand ein kleines farbiges Bildchen, wie sie damals Mode waren — auf Email gemalt. Ein schönes Mädchengesicht lächelte aus dem runden Rahmen den Ammann an. Und er sprach: „Herr Pfarrer, i ha nöie ghört, dir wöllet bald e Frau Pfarreri zueche tue, d'Tochter vo mene Kolleg im Ruhestand, wo im Gebiet der Provinzstadt es Landguet bewirtschaftet, sitdem er dr geistlig B'ruf ufgäh het! Die Tochter soll au gar schön chönne singe. Dr Oberamtmann het mr gseit, was das fürne Gnuss sygi, wenn sy i dr Chilche a heilige Sunntige zur Orgele firilige Wyse singi. Isch das wahr?“ Der Pfarrer sah

keinen Grund, die Wahrheit dieser Gerüchte in Abrede zu stellen. Schon war er 30 Jahre alt. Wie aber hätte er früher heiraten sollen? Als Vikar ging das nur, wenn der gestrenge Herr Patron zugleich der Vater des Vikars war. Das war im reichen Jegenstorf der Fall, wo der Vater schliesslich durch den Sohn fast gezwungen werden musste, die Pfarrstelle ihm zu überlassen und endgültig nach Bern überzusiedeln. Jetzt war für Pfarrer Plüss der richtige Augenblick gekommen, und er empfand es als besondere Gnade Gottes, dass ihm auch die richtige Wahl als reife Frucht in den Schooss fiel. Darum entgegnete er kurz: „Was dir da säget, isch wahr; i churzer Zyt wärde mir üsi Verkündung la ergah. Ds Volk vo Ramistal wird's de hie vo der Kanzel us vernäh. Aber, Amme, was verschafft mir d'Ehr vo euem Bsuch?“ Der Geistliche vermutete, dass Hans Schwarz in einem besonderen Anliegen zu ihm gekommen sei. Und so war es auch. Dieser erzählte nun, wie der Oberamtman schon lange in ihn dringe, sich wieder zu verheiraten. In Worten, die von innerer Wärme leicht zitterten, gedachte er seiner lieben, heimgegangenen Hausfrau. Nun habe er dem Drängen des Herrn auf dem Schloss eine gewisse Berechtigung nicht absprechen können. Verwandte der Altenberger waren keine um den Weg, die besonderer Berücksichtigung wert waren, und der Bauer auf der Reutenen hatte nur die ledige Schwester, die ihm den Haushalt führte. Das vernahm der Pfarrer, aber auch die Tatsache, dass Schwarz einem Kollegen im Grossen Rat aus der Gegend um Thun den Auftrag erteilt hatte, für ihn Umschau zu halten. Für den Bauern auf der Reutenen kam nur eine Frau aus gutem Hause in Frage. Einen Punkt liess er nicht aus dem Auge: Der Erbe! Man kennt die Sitte des Kiltganges und weiss, dass Obrigkeit, Pfarrer und Chorigerichte Jahrhunderte lang vergeblich dagegen ankämpften. Zu häufig kam es vor, dass die Braut deutlich erkennbar in Hoffnung war, wenn sie mit ihrem Auserwählten im Pfrundhaus zum Eheexamen erschien. Es war nicht bloss landläufige Unzucht, der solche Zustände zuzuschreiben waren, wie mancher Eiferer unter der Geistlichkeit meinte, sondern recht häufig der Wunsch des Bauernsohnes, darüber Klarheit zu erhalten, ob auch ein Erbprinz zu erwarten sei. Dass Ammann Schwarz diesen Weg nicht beschreiten konnte, war klar. Darum erhielt der Freund aus dem Grossen Rat die Weisung: „Luog uf ene Witfrau, wo öppe afe es Chind gha het.“ Wäre dieser Punkt nicht gewesen, so hätte sich der Witwer auch von einem Oberamtman nicht überreden lassen. Da traf es sich wunderbar, dass in Oberdiessbach eine junge Frau lebte, die bereits arge Prüfungen hinter sich hatte, aber eben entsprechend ihrem Alter auf neue Aufgaben wartete. Der Mensch hat die ihm von Gott in die Natur gelegten Aufgaben zu erfüllen, sonst wird er unglücklich, fängt an zu spinnen oder stellt etwas Dummes an. Magdalena Aebersold, geborene Althaus aus Rüderswil, war nun 29 Jahre alt, hatte durch einen Unglücksfall im Wald den Gatten verloren und kurz darauf ihr einziges Buebli, das dem Würgengel der Kinder zum Opfer fiel, der damals ein furchtbares Schreckgespenst für die Mütter war. Die Aerzte standen oft dem Grupp machtlos gegenüber. So war es auch bei der bedauernswerten Witwe Aebersold der Fall gewesen. Der Mann war beim Holzführen in einem Hohlweg des Bürgerwaldes vom gleitenden Schlitten erdrückt worden und wurde im Christmonat auf den Friedhof gebracht. Sein Knäblein folgte ihm schon im Monat März, wo oft alle bösen Geister los zu sein scheinen, und die Menschen sterben wie die Fliegen, wenn des Winters Härte sich meldet. Nun sass sie allein in ihrem Stock, der neben dem prächtigen Hof lag und trauerte den lieben Verstorbenen nach. Ein Pächter hatte die Bewirtschaftung des Gutes übernommen. Zwei Jahre verflossen so und die junge Witib fing an, auch über ihr verlorenes Leben zu trauern. Ihre Gesichtszüge bekamen davon eine seltsame Herbe, die der stets in

schwarzem Kleid ausgehenden Frau etwas Adeliges verlieh. Ihr Ruf war tadellos. Das aber war es, was Hans Schwarz noch von anderer Seite bestätigt haben wollte, trotzdem er seinem Freunde nur wahren Bericht zutraute. Aber Schwarz hatte Lebenserfahrung genug, um zu wissen, dass doppelt genäht immer noch besser ist als bloss einfach. Und so unterbreitete er denn dem Freund im Pfarrhaus den Wunsch, er möchte seinen Kollegen in Oberdiessbach gelegentlich über allerlei ausfragen, was die junge Witwe Aebersold betraf. Das war Albert Plüss eine willkommene Aufgabe, hatte er doch bei dem Pfarrherrn der grossen Kilchhöri Oberdiessbach, dem Dekan Fassnacht, zwei Jahre lang als Vikar gedient. Dieser war ihm ein väterlicher Freund, ein Mann, der besonders auch imstande war, seine jungen Amtsbrüder einzuführen in die Landwirtschaft, trotzdem er in geistlichen Dingen einem gelinden Pietismus huldigte. Niemals aber war er der beschränkten Auffassung, die diesem Gebiet gewidmete Arbeit sei der Gemeinde abgestohlene Zeit, ganz abgesehen davon, dass es sich auch hier darum handelte, zu zeigen, was ein guter Haushalter heisst. Der junge Pfarrer von Ramistal wollte die Angelegenheit nicht bloss schriftlich erledigen. Sie war ihm zu wichtig.

Darum verwickelte er auch den Ammann in ein längeres Gespräch, um noch die eine oder andere Einzelheit heraus zu holen. Es gelang ihm, und er konnte aus den Reden seines Partners entnehmen, dass der kluge Bauer im Gottesdienst zu Oberdiessbach von ferne die ihm zugedachte Gattin bereits gemustert hatte, und dass sie ihm recht gut gefiel. Eben gerade das Herbe und Strenge sagte ihm zu. Eine Flasche „Malmaison“ liess den grossen Schweiger auf der Reutenen fast redselig werden; denn der Wein erfrdet des Menschen Herz und öffnet seinen Mund. Dann geht es nach dem bekannten Wort: „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über.“ Ganz die gleiche Wirkung zeigte sich bei dem temperamentvollen Pfarrherrn. So kamen die beiden schliesslich auch auf die bösen Glocken im Kirturm zu reden, und plötzlich raffte sich der Ammann zu einem Worte auf, das ihm schon lange auf der Zunge lag: „Herr Pfarrer, wenn de der Reutenebuur einisch cha te Kronprinz la taufe, de längt's für ne neuu Glogge!“ Damit war auch dieses Gebiet — eh man's gedacht — in Angriff genommen. Der Pfarrer selbst tat still das Gelübde: Und wenn es bei mir einmal so weit ist, dann soll der Fonds zu einer grossen dritten gelegt werden. Vielleicht erwacht dann auch das übrige Volk von Ramistal, und wir beide finden Nachahmer des Beispiels, an das man jetzt kaum zu denken wagt. So viel Kenntnis der Volksseele hatte sich der junge Pfarrer schon zu eigen gemacht, dass viele aus edlem Herzen Gutes tun, andere, um vor der Welt nicht vor diesen oder jenen hinsichtlich des Reichtums zurückzustehen. Der Reutene-Bauer hatte verschiedene Neider in der Gemeinde, die glaubten, ebenso reich und zum mindesten ebenso vornehm zu sein. Ihre Ahnen sassens schon vor Jahrhunderten auf dem gleichen Hof und hatten einst auch Ehrenämter inne, auf die das Geschlecht stolz sein dürfte.

In der Zeit der grossen Wärcet, wo der Pfarrer die Arbeit ruhig seinem Hausknecht Christian und der Haushälterin überlassen durfte, trat er die Reise nach Oberdiessbach an. Herzlich wurde er dort willkommen geheissen. Das Gespräch der beiden Kollegen zeitigte den erwünschten Erfolg. Dekan Fassnacht bestätigte alles, was vom Grossrat jener Gegend über die Witwe Aebersold berichtet worden war. Er ermunterte den jungen Freund, das gute Werk zu fördern. „Man kann die junge Witfrau nicht hier an Leib und Seele ‚versärbeln‘ lassen.“ Ein Spaziergang führte an dem fast herrschaftlichen Stock vorüber. Dort arbeitete Magdalena gerade im Garten. Der Pfarrer rief sie an und grüsste. Er stellte den Kollegen vor, ohne den Ort seiner Wirksamkeit zu nennen. (Fortsetzung folgt)